



Zsófia
Bán

Suhrkamp

Als
nur die
Tiere
lebten

SV

Zsófia Bán
Als nur die Tiere lebten
Aus dem Ungarischen von Terézia Mora

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Amikor még csak az állatok éltek im Verlag Magvető, Budapest

Die Autorin dankt dem Literarischen Colloquium Berlin für die
Unterstützung ihrer Arbeit an diesem Buch.

Erste Auflage 2014

Copyright © Bán Zsófia, 2012

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42424-7

Für Kati

»Liebe ist Heimweh«
(Freud)

Frau Röntgens Hand

Anna Bertha!, rief Wilhelm.

Anna Bertha!

Keine Antwort.

Mein Gott. Diese Frau ist einfach nirgends zu finden.

Diese Frau ist einfach nirgends.

So dachte Wilhelm bitter. Sie gehorcht nicht den Gesetzen der Physik. Und die Gesetze der Physik, das bin ich. *Ich*.

Die Gesetze der Physik gehorchen mir.

(»Sitz!«)

Alles, die Logik, die Systeme, die Regeln ja, nur Anna Bertha, sie gehorcht mir nicht. Wenn ich ihr Gesicht zu betrachten versuche, verblasst sie auf der Stelle und verschwindet. Wenn ich sie fassen will, rutschen mir Fleisch und Knochen aus der Hand und verschwinden im Nichts. Husch. Gewonnen-zerronnen Anna Bertha. Das also wäre meine bessere Hälfte.

Die Hälfte von etwas, auch die bessere, das macht fünfzig Prozent. Meine Frau ist meine Hälfte, fünfzig Prozent von mir. Einen überwiegenden Teil des Tages habe ich keine Ahnung, wo sich 50 % von mir befinden, was sie machen. Ist das nicht leichtsinnig? Ist es nicht unverantwortlich, sie so loszulassen?! Sie entgleitet meiner Kontrolle, wie ein glitschiger Fisch. Dabei ist Anna Berthas Körper nicht glitschig. Anna Berthas Körper ... nun, wie ist er? Obwohl Anna Berthas Körper nicht glitschig ist, entgleitet er dennoch meiner Kontrolle. Sie entzieht sich, sozusagen. Anna Berthas Körper existiert unabhängig von mir. Lebt unabhängig von mir in

die Welt hinein, lässt es sich gut gehen. Unabhängig von mir schaut sie, tastet sie, greift sie, liest sie, isst sie, leckt sich den Mund, wobei ihre Zunge nur für einen Augenblick hervorschießt, wie die der Eidechse beim Verschlingen eines Insekts, gleich saugt sie sie wieder ein, in ihren weichen, feuchten, dunklen Mund, der mit nicht zu vernachlässigenden 98,9 % meines Körpers auf eine Weise verschmelzen kann, wie es sämtlichen Gesetzen der Physik vollkommen widerspricht. Wenn das geschieht, hört die Gravitation auf zu existieren, mein Körper selbst hört auf zu existieren. Ohne Ausdehnung schwebe ich im Universum, wie in einem leichten Liquid. Alles wird flüssig, homogen, es gibt keine Konturen, keine Grenzen, doch auf einmal geht von diesem gleichförmigen, kosmischen Schweben eine Art seismische Urbewegung aus, eine langsame Wellenbewegung, ein Aufbäumen, das heranzunahen und anzuwachsen scheint, und wenn es schon so nah ist, dass es sich mit seiner riesigen Masse über mir erhebt wie eine monströse Springflut, werde ich vom Scheitel bis zur Sohle von einer Urexplosion erschüttert, so dass ich in meine Elementarteilchen zerfalle und den Gesetzen der Physik widersprechend auseinanderströme, ins Weltall hinein, während etwas, das Ich ist, all dies dennoch wahrnimmt. Als erlebte ich meinen eigenen Tod. Und als wäre gerade dies das größte Geschenk, dass Anna Berthas Existenz mir etwas gibt, das einem sonst nicht gewährt wird, ein Erlebnis, das uns gehört, ohne dass es Teil unseres eigenen Lebens wäre, das uns gehört, ohne dass wir in der Lage wären, es zu besitzen, denn es gehört immer dem Anderen, dem nämlich, der es sieht, dem, der es weiß, dem, der es erzählt, es aufschreibt, dokumentiert und archiviert. Und dennoch. Was Anna Bertha, dem Gefühl der völligen Auflösung widersprechend, mit ihrem glitschigen, weichen

Mund, ihren heiß verschmelzenden Fingern gibt, ist etwas, das mir gehört, nur mir und so sehr mir, in einem Maße mir, dass ich mit jeder meiner Nervenfasern ausschließlich daran denken kann, wann es sich wohl wiederholen wird. Wieder und wieder, bis zum Ende der Zeiten. Denn im Vergleich dazu ist alles andere ein ausgekühlter und versteinertes Lavastrom, der jeden lebenden Organismus erstickt und unter sich begräbt, die Wissenschaft hört auf zu existieren, ein jedes weltliches Wissen hört auf zu existieren, und Wilhelm, sagte ich eines Morgens zu mir, nachdem es mir nach Stunden in Trance gelungen war, meine im Zimmer überall verstreut liegenden Teile einzusammeln und neu zusammenzusetzen, das kannst du dir nicht erlauben. Du hast dich der Wissenschaft verschrieben, und das Versprechen, das du einer Frau gegeben hast, kann dieses Versprechen nicht auslösen.

An jenem kühlen Oktobermorgen nahm ich mir also vor, dass ich, ohne den Schwur, den ich meiner Frau gegenüber geleistet habe, aufzukündigen, alles tun werde, um dieses Gefühl von mir fernzuhalten. Aber ich verstand auch, dass ich dazu Anna Bertha selbst fern von mir halten musste. Wir werden zusammenleben, aber in zwei verschiedenen Welten. Und wenn der Preis dafür ist, dass mir niemals ein Nachkomme geboren werden wird, dann werde ich diesen Preis entrichten. Denn wenn ich zulasse, dass mich dieses unwiderstehliche Strahlen ihres Wesens lähmt, dann bin ich ein verlorener Mann. Dann bin ich nicht Herr, weder über mich selbst noch über mein Weib, dann wird mich die Wissenschaftsgemeinde ausschließen, und ich kann, begleitet von den vernichtenden Blicken Professor Zehnders und seiner Entourage, vor mich hinkrepeln und infolgedessen kann ich meine Familie, meine Frau und mich selbst nicht ernähren

und werde mittellos, namenlos und krank sterben müssen, ohne dass ich wenigstens das eine Geheimnis hätte lösen können, was dieses geheimnisvolle Strahlen ist, das von einem Körper zum anderen dringt, noch bevor sie sich berührt haben, was diese durchdringende Kraft ist, dieser Blick, der macht, dass ich vor ihr stehe, als hätte man mir das Fleisch von den Knochen entfernt, als würde ich, bis aufs Skelett entblößt, fröstelnd von einem Fuß auf den anderen treten, dieses Unwissen ist es, das am meisten an mir zehrt, mich demütigt und ins Verderben treibt, denn wo es eine so starke Ausstrahlung gibt, da muss es auch eine physikalische Erklärung dafür geben. Wir sind seit dreiundzwanzig Jahren verheiratet. Seit fünfzehn Jahren halte ich, in der Hoffnung auf klare Sicht, Distanz. Dennoch, wie ich traurig anmerken muss, die Erklärung für diese Ausstrahlung, das heißt, das Wesen derselben, ist für mich immer noch x , also unbekannt.

Nun muss ich aber sofort mit ihr sprechen, ich muss Anna Bertha finden, wo auch immer sie sei, denn, ich spreche es mit Furcht aus, es scheint so, als hätte unser gemeinsames Bemühen, Distanz zu halten, endlich ein Ergebnis hervorgebracht. In den letzten Tagen habe ich im Laboratorium etwas beobachtet, etwas bis dahin nie Dagewesenes, eine fluoreszierende Erscheinung, die beim Aussenden von Kathodenstrahlen entstanden und auf ein Stück Karton projiziert worden war, und einmal, als ich versuchte, den Strahl mit verschiedenen Materialien aufzufangen, ihn quasi in die Falle zu locken, schien es mir, gütiger Gott verlass mich nicht, als hätte ich im projizierten Bild mein eigenes Skelett aufblitzen sehen. Doch darüber schweige ich vorerst noch tief. Sollte sich herausstellen, dass mir lediglich die eigene Phantasie einen Streich gespielt hat, wäre meine wissenschaftliche Reputa-

tion ebenso wie der allgemeine Glauben daran, dass ich bei klarem Verstand sei, ein für alle Mal zerstört. Und da ich die Quelle des Strahls oder der Strahlung nicht kenne, habe ich diese in meinem Notizheft mit einem x markiert. Und in dem Moment, da ich das x notiert hatte, verließ meine Beine plötzlich die Kraft, das Blut entwich meinem Kopf, und ich glaube, für ein paar Minuten habe ich auch das Bewusstsein verloren. Denn was ich herausgefunden habe, hätte ich niemals, in keinerlei wissenschaftlicher Veröffentlichung auseinandersetzen, niederschreiben oder vortragen können, ohne mein Ansehen zu verlieren, dass nämlich dieses x , also die unbekannte Strahlung, ihre Quelle allem Anschein nach in Anna Berthas Wesen hat und sich über die Jahre mit zäher Arbeit nach und nach durch sämtliche Räume unseres nicht gerade klein dimensionierten Hauses gearbeitet hatte, aus dem Schlafzimmer ins Badezimmer, von dort aus in den Salon, dann in die Gästezimmer, in die Bibliothek, ins Musikzimmer, in die Küche, in die Waschküche, ja, sogar durch die Dienstmädchenzimmer hindurch bis in die schreckliche Vorratskammer, sie ging durch sämtliche Ecken und Enden unseres Hauses, bis sie schließlich am entferntesten Punkt angekommen war, wo ich mein Laboratorium eingerichtet hatte und wo ich dieses Jahr, Anfang November 1895, die unbekannte Strahlung wahrgenommen und mich daraufhin wochenlang eingeschlossen hatte. Doch Anna Bertha gelang es trotzdem, mich aufzuspüren.

Noch aber war es ihr nicht erlaubt, bei mir einzutreten, obwohl ich selbst an nichts anderes mehr denken konnte, als daran, wann ich wieder in ihrer Nähe sein durfte, wann sich das wiederholte, wonach ich mich sehnte und das ich zugleich fürchtete, denn es ist nichts für diese Welt, zumindest nichts für die Welt, die ich mir zugewiesen habe, das, was

mein Fleisch auflöst und davonestiehlt, so dass nichts mehr von mir übrig bleibt außer einem klappernden Haufen Knochen. Ich hätte der Strahlung also den Namen Anna-Bertha-Strahlung geben müssen, aber wer, der etwas bewandert ist in der wissenschaftlichen Welt, wüsste nicht, dass ich mir nur höhnisches Gelächter damit eingehandelt hätte – man hätte meinen Namen für immer aus dem Großen Buch der Wissenschaft getilgt. So firmierte sie in meinen Aufzeichnungen weiterhin unter dem Namen X (wobei der Großbuchstabe wenigstens ansatzweise auf einen Eigennamen hindeutete), gleichzeitig wußte ich, dass ich dieser Sache wenigstens für mich selbst auf den Grund gehen musste, und dafür gibt es keine andere Methode als die angenommene Quelle selbst, Anna Bertha also, unter die Lupe zu nehmen. Ich muss mich gehörig beeilen. In zwei Tagen ist Weihnachten, und während der Feiertage darf ich nicht arbeiten, wir müssen uns also beeilen, die Feiertage stehen vor der Tür, mehr noch, bald haben wir den wirklichen, endgültigen Tod im Nacken.

Wilhelm wusste nun, was er zu tun hatte. Er wusste, wenn er irgendeinen Körperteil von Anna Bertha der Strahlung aussetzen und auf diesem Wege ins Innere des Körpers der Frau blicken könnte, könnte er mit dieser trickreichen Rückkopplung jenes unbekanntes Etwas ertappen, das ihn jahrelang gefangen gehalten und arbeitsunfähig gemacht hatte, das nun aber plötzlich doch seiner wissenschaftlichen Karriere die Krone aufzusetzen schien, wenn er sich jemals trauen würde, seine Ergebnisse zu veröffentlichen.

Anna Bertha!, rief Wilhelm.

Willi ist nicht hier.

Das dachte Anna Bertha, als sie am ungewöhnlich kalten Morgen des 22. Dezember 1895 erwachte. Das heißt, sie dachte

es weniger, als dass sie es spürte, aus der kühlen Ausdünstung ihrer Haut, aus der handgreiflichen Trostlosigkeit des leeren Raums, der neben ihr entstanden war, aus der tristen Fassungslosigkeit, die sich zwischen den Falten der Laken versteckte, sie spürte, dass sie alleine war. Sie öffnete noch nicht die Augen. Dieses Gefühl hatte sich im Laufe der vergangenen langen Jahre jeden Morgen wiederholt, und um ihren ausgekühlten Körper irgendwie zum Leben zu erwecken, um Kraft zu sammeln, damit sie aus dem Bett aufstehen konnte, um wieder einen endlos scheinenden und deswegen mit unzähligen, allesamt mit der realen Welt im Zusammenhang stehenden Tätigkeiten gespickten, aber deswegen dennoch unermesslich leeren Tag anzufangen, konzentrierte sie alles, was sie an Vorstellungskraft besaß, auf jenen Moment, da sich Willis Körper zum letzten Mal mit dem ihren verbunden hatte. Als sie das letzte Mal so aufwachten wie ein frisch gebackener Hefezopf oder ein verwachsenes Zwillingspaar. Als sie den Körper des anderen in Besitz nahmen, wie jemand, der auf seinem rechtmäßigen Besitz hin und her geht, wo jeder einzelne Strauch und jeder Grashalm vom Blick des Anderen zum Leben erweckt wird, die Säfte von der Berührung des Anderen kreisen, der Sauerstoff aus dem Atem des Anderen entsteht, die Wärme, der morgendliche Dunst und das nachmittägliche Schwirren, und als all dies kraft ihrer Vorstellung lebendig geworden war, glitt ihre Hand, an der sie stets, auch in der Nacht, den von Willi erhaltenen Verlobungs- und Ehering trug, zu ihrem Schoß, den sie mit langsamen, kreisenden Bewegungen in jene vergangene, vielleicht nie dagewesene Welt zurückbrachte. Das hielt sie am Leben, mehr noch, es war ihr ganzes Leben, und da durch die Erinnerung an die gemeinsamen Wonnen die ersten Wellen der einsamen Wonne bei ihr

eintrafen, rief sie den Namen des Anderen, erst leise, dann immer lauter, und dass der Andere zu ihr zurückkommen möge.

Er möge zu ihr zurückkommen, jener Andere, ohne den ihr Leben nur eine fluoreszierende, schnell verblassende Erscheinung war. Sie fühlte eine solch wilde Kraft aus sich strömen, dass sie sicher war, diese müsste früher oder später ihr Ziel erreichen, und deswegen, und um aufstehen zu können, wiederholte sie es jeden Morgen, und jeden Morgen geschah wieder und wieder nichts, und als sie in die Küche kam, gingen die Diener mit niedergeschlagenen Augen ihren Pflichten nach, denn sie hatten Anna Berthas Geschrei gehört, nur der, der es hätte hören sollen, der Willi, der hörte es nicht.

Doch am Morgen des 22sten Dezember 1895, zwei Tage vor Weihnachten, als Anna Berthas letzter Schrei noch in der Luft vibrierte, wurde sie auf einen Ton aufmerksam, der erst nur aus großer Ferne, doch dann immer näher und immer lauter zu hören war, und als er nur noch ein halbes Zimmer von ihr entfernt war, erkannte sie ihn, und tatsächlich, es war Willi, der ins Zimmer gestürmt kam und sie atemlos bat, sie möge sich anziehen und mit ihm ins Labor kommen, dorthin, wo Anna Bertha noch niemals eintreten durfte. Anna Bertha zog sich hastig, mit klopfendem Herzen an, sie wusste, dieses Weihnachten wird anders als die anderen, und irgendwie spürte sie auch, obwohl sie das nicht hätte erklären können, dass dieses Weihnachten nicht nur für sie, Anna Bertha und Wilhelm, sondern für die ganze Welt denkwürdig werden würde. Willi trieb sie eilig ins geheime Labor und schloss mit ernster Miene die Tür. Anna Bertha war so aufgereggt, als plante Jesus selbst, in ihrem Würzburger Haus wiedergeboren zu werden. Zweifellos war etwas zu spüren vom mit

nichts vergleichbaren Gefühl einer Wiedergeburt, als Willi sich auf einmal zu ihr neigte und mit ersterbender Stimme sagte, gib mir bitte deine Hand, was Anna Bertha so verstand, dass Willi sie erneut um ihre Hand bat und deswegen ihre mit den von ihm geschenkten Ringen geschmückten Finger drückte. Da legte Willi ihre Hand auf irgendeine Platte, fummelte an seinen Geräten und teilte dann totentbleich mit, es sei fertig.

Das Bild ist fertig.

Was für ein Bild, fragte Anna Bertha verunsichert, woraufhin Willi ihr das erste mit X-Strahlen (in Wirklichkeit mit Anna-Bertha-Strahlen) erzeugte Bild zeigte, auf dem die Knochen ihrer Hand zu sehen waren, ohne Fleisch, aber mit den sie beide, Willi und Anna Bertha, verbindenden Verlobungs- und Eheringen geschmückt. Hier:



Als sie das Bild erblickte, schrie Anna Bertha auf, ich habe meinen Tod gesehen!, doch in jenem Augenblick interessierte sie nicht einmal das, denn Willi fiel ihr in ungebremster Freude um den Hals und sein nach Tabak riechender, heißer Atem erfüllte sie mit einer solchen Freude, dass es ihr nicht einmal etwas ausgemacht hätte, wenn sie wirklich tot umgefallen wäre. Doch Willi, der die bekannte Luft abschnürende Wirkung der Anna-Bertha-Strahlung zu spüren begann, trat von ihr weg, griff eilig einen Füller und schrieb mit seinen runden, schnörkeligen Buchstaben an den oberen Rand des Bilds:

Hand mit Ringen, 1895.

Der Rest ist: X.

Armani und die Liebe

Was sollte das heißen, ihre Niere sei nicht gut genug. Oder ihre Leber. Sie hätte den schleimigen kleinen Doktor am liebsten getreten. Wenn es überhaupt ein Doktor war und nicht nur so ein gelackter Salonbube. Ein Wurmfortsatz. Was weiß der schon?! Er hat sie ja nicht einmal untersucht! Wie kommt der dazu, ihr einfach so, vom Hinsehen, zu sagen, sie sei nicht geeignet. Nicht gut genug. Der würde sich freuen, wenn er in ihrem Alter noch so ein Herz, Niere, Leber hätte. Alle zehn Metzgerfinger würde er sich danach lecken, soviel ist fix. Wenn er dann mit vierzig einen Herzinfarkt kriegt und ins Gras beißt, würde er sich freuen, wenn er so ein Herz bekommen könnte, ein achtundsiebzig Jahre altes Herz, das weiß, was es zu tun hat, weiß, was es warum macht. Wohin der Weg geht. Verlässlich, wie ein Schweizer Uhrwerk. Wie kann einer so unverschämt sein?! Wie kann er den Leidenden, die sich Hoffnungen machen, so eine gute Niere, so ein gutes Herz, so eine gute Leber vorenthalten. Sie hat nie im Leben einen Schluck Alkohol getrunken, ihre Leber ist wie der Schmetterlingsstaub der Jungfrauen. Na gut, manchmal, bei größeren Betriebsfeierlichkeiten, aber nur symbolisch, sozusagen nur für den Moment des Anstoßens. Von der Lunge ganz zu schweigen, nicht eine einzige Zigarette, es hat völlig ausgereicht, das einzuatmen, was der Ernő von sich gegeben hat. Wie ein Fabrikschlot, diese kleinen Zigarren, wie hießen die noch gleich, ach so, ja, Parsifal, was juckt die die Kunst, denen war doch nichts heilig. Na, man hat sie dann auch ins Nirvana hinüberkomplimentiert.